IV. Jahr Heft 12

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Ueber eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ (Forts.) / J. Quartner: Abendlied / Karl Borrom. Heinrich: Vom toten und vom lebendigen Bewußtsein / Georg Trakl: Gedichte / F. M. Dostojewski: Selbstmord und Unsterblichkeit / A. v. Wallpach: Gebet / H. Oberhummer: Dostojewski / Nochmals die Bibliothek der Philosophen / M. v. Esterle: Karikaturenfolge 72 (Wilhelm Schmidtbonn)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

THEODOR HAECKER

SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

* * *

PREIS BROSCHIERT 2 MARK
I. F. SCHREIBER, MÜNCHEN 1913

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. März 1914 Heft 12

Über eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“/ von Carl Dallago

(Fortsetzung)

III.

Gleich zu Anfang der Abhandlung ist zu lesen, daß Kierkegaard im letzten Hefte seiner Kampfschrift „Der Augenblick“ den Satz geschrieben hat: „Meine Aufgabe ist die Revision des Begriffes ‚der Christ‘.“ Der Versuch, diesen Christen und das Christliche Kierkegaards darzutun, macht auch das Wesentlichste in Haecker's Schrift aus.

Wenn ich nun diesem Christlichen begegne, begegne ich auch Kierkegaard. Und wenn ich diesem Christlichen das Menschliche gegenüberstelle, ist es, um beide Begriffe an einander zu messen und ihre Beschaffenheit bestimmen zu können. Denn ich glaube nicht, daß der Christ über dem Menschen steht. Schon mein Ursprungsglaube bringt es mit sich, daß ich das Christliche im Menschlichen enthalten sehen muß.

Ich zitiere nun aus der Schrift Aussprüche über den Christen und das Christliche, um zu prüfen, ob das Gesagte auch für den Menschen und das Menschliche gelten könnte. Da heißt es einmal von Kierkegaard, daß er das andere Leben begann, „das seine Kraft aus dem erbaulichen Gedanken schöpfte, daß wir vor Gott immer Unrecht haben.“ Mit diesem Gedanken wäre mein Menschentum

nicht unvertraut, nur müßte ich ihn etwa so ausdrücken: daß wir vor der Gesetzmäßigkeit des Geschehens immer Unrecht haben. Wobei es doch gewiß kein religiöser Mangel wäre, anzunehmen, daß, was Gott diktiert, Gesetz ist. Weiter heißt es: Kierkegaard „hatte von der Vorsehung die Aufgabe erhalten, auf das Christliche aufmerksam zu machen . . . Ehe er zum Christen gelangte, mußte er als Denker, der er war, alle Existenzformen, soweit sie vom Geist aus gesehen werden, durchlaufen, denn der Christ steht am Ende." Und daß Kierkegaard seine Innerlichkeit „unter keinen Umständen dem äußeren Erfolg eines Werkes geopfert hätte; das wäre für ihn soviel gewesen, wie seine Seele verkaufen, und das tut ein Christ nicht."

Wie gut würde hier überall der Mensch den Christen ersetzen und das Menschliche das Christliche. Denn auch der Mensch verkauft seine Seele nicht und opfert niemals dem äußeren Erfolg seine Innerlichkeit; und auch er steht am Ende, weil er einen Kontakt mit dem Anfang, mit dem Ursprung bedeutet, der vom jeweiligen äußeren Leben aus immer erst als Letztes, als Innerstes, zu erreichen und so immer am Ende ist. Und auf dieses Menschliche ist immer aufmerksam zu machen. Weiters wird an den großen Christen wahrgenommen: „Haben sie denn je ein Hehl daraus gemacht, daß ihre Wahrheit den Verstand überschreite?" Ja, haben denn die großen Menschen je ein Hehl daraus gemacht? Und wenn die Schrift den Christen eine „letzte paradoxe Bestimmung der Innerlichkeit" nennt, sagt sie das Zutreffendste auch für den Menschen. Und wenn gesagt wird: „Gerade das hohe christliche Ideal wendet sich mit aller Energie gegen die pöbelhafte Arroganz, die man so oft bei Staatsanwälten und Richtern findet: sie könnten einen Menschen im Geist und in der Wahrheit richten", so ist damit wohl ausgedrückt, daß im Begriff der Mensch auch bereits

jenes hohe christliche Ideal verwirklicht liegt. Wenn weiters auf Tolstoi hingewiesen wird, „der durch seine physische Vitalität auch zeigt, daß das Christliche nicht an kränkliche Menschen gebunden ist", und hinzugefügt wird: „Als er aus dem Rausche des unmittelbaren Lebens erwachte . . ., entdeckte er und sah und fühlte die geistigen Wirklichkeiten, von denen der Christ, also auch Kierkegaard, redet", so erweist sich hier der Christ wiederum als *der Mensch*, der auch eine geistige Wirklichkeit ist, und jenes Christliche als etwas, das auch von jeher *das Menschliche* ist. (Aber dieses Menschliche leben wäre eher erst das unmittelbare Leben, das äußere Leben hingegen das mittelbare.)

Besonders deutlich veranschaulicht dies die Anmerkung: „Die christliche Liebe ist nicht eine Genialität, sondern sie ist ein Gebot, und das ist das Paradoxe für den natürlichen Menschen." Hier wird der natürliche Mensch mit dem uneröffneten, ungeistigen Menschen identifiziert, was aber ein Unrecht ist. Denn der Menschennatur eignet das Geistige wie das Physische, und daß der Mensch auch zu diesem Geistigen komme, macht erst seine völlige Menschwerdung aus. Solchem Menschen ist jene Liebe auch ein Gebot, wie jeder Trieb dem Wachstum ein Gebot ist. Und auch das Geistige ist ein Wachstum. Und so darf ich nun sagen: Ueberall in der Schrift entspricht das Christliche auch *dem Menschlichen*, der Christ *dem Menschen*. Der Begriff *Mensch* ist eben groß genug, auch den Christen völlig in sich unterzubringen.

Das Vorausgegangene läßt mich dem Satze: „Es handelt sich ja bei Kierkegaard immer um die Großmacht des Geistes, um das Christentum", mit der Frage begegnen: Ob das Christentum diese Großmacht ist — ob der Geist nicht schon Großmacht war, bevor das Christentum war? Freilich bemerkt der Verfasser der Schrift noch: „Ich kann natürlich nicht wissen, ob das Christliche die letzte Position, das letzte

Wort des Geistes war, aber nichts ist gewisser, als daß es heute noch so ist." Das Erstere kann vielleicht nach der Richtung meiner Frage gedeutet werden, der letzte Teil des Satzes trifft jedoch nicht zu; denn, wie man nicht wissen kann, ob das Christliche die letzte Position des Geistes war, so kann man auch nicht wissen, daß es heute so ist. Indem mit dem Menschen immer auch die Möglichkeit gegeben war und ist, jenes Menschliche zu entfalten, das auch das Christliche in sich unterbringt.

*

Am Ende der Schrift betont der Verfasser noch: „In dieser ganzen Abhandlung habe ich die mögliche Frage offen gelassen, ob der Christ, den Kierkegaard meint, je existiert hat. Ich habe die mögliche Frage offen gelassen, ob ein Apostel je den Anforderungen gerecht geworden ist, die Kierkegaard an ihn stellt. Muß auf diese Frage mit Nein geantwortet werden, so hat Kierkegaard einen neuen Typus geschaffen, von einer Innerlichkeit, und flammenden Helligkeit, die alle vergangenen in Schatten stellt . . . Der Abraham des Alten Testaments — oder sein Dichter — hat gewiß nicht die geistigen Bewegungen vollführt, die er in ‚Furcht und Zittern' macht. Ob der Apostel und der Christ die noch schwierigeren vollzogen hat?"

Da ich Kierkegaards Werk nicht kenne, kann ich hier wenig entgegnen. Auffällig ist mir nur, daß auch hier, dem Zitierten nach, wiederum der ganze Osten für die Betrachtung des Religiösen und Geistigen wie ausgeschaltet erscheint, daß nur das Alte und Neue Testament berührt wird. Den letzten Satz müßte ich überdies in eine bestimmtere Form bringen, nämlich: Ob ein Apostel oder Christus die noch schwierigeren Bewegungen vollzogen hat? Denn der Apostel und der Christ schwankt mir zu sehr in den Umrissen. Wenn ich aber anstatt „der Christ" Christus setze (was allerdings dem Sinn des Verfassers ent-

gegen sein mag), um den Christen als eine bestimmte Besonderheit erfassen zu können (da er mir ja sonst im Menschen enthalten ist), antworte ich: Daß Christus gewiß die noch schwierigeren geistigen Bewegungen vollzogen hat. Und diese Antwort wird nicht gegen die Anschauung des Verfassers der Schrift sein und noch weniger gegen die Anschauung Kierkegaards, denn „Christus war ja für ihn ‚Gott, der Fleisch wurde'."

Hier muß ich einsetzen, da es mir nicht darum zu tun ist, die Größe und Bedeutung Kierkegaards in Zweifel zu ziehen, sondern nur die Größe und Bedeutung des Christlichen an sich; und zwar darum, weil ich das Große und Bedeutende am Christlichen als das Religiöse überhaupt, ja als das Menschliche, als ein von jeher im Menschen Gelegenes, ansehen muß. Und merkwürdig, diese Anschauung vertritt auch Haeckers Schrift, indem sie meint: daß es für Kierkegaard der Erfahrung nach unmöglich gewesen sein muß, anzunehmen, „daß das Religiöse nur ein spezifisches Talent ist, . . . daß es nicht unbedingt das Allgemeine ist, daß nicht jeder Einzelne von Genie herab bis zu dem, dessen Stirne sich nicht mehr wölbt, sondern flach ist, wie die eines Tieres, in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott treten kann, ohne Kunst, Wissenschaft und Philosophie, und daß vor der Bedeutung eines solchen Verhältnisses alle äußere Weltgeschichte zu nichts wird." Hier sagt die Schrift „das Religiöse", nicht „das Christliche", und wirkt so völlig überzeugend. Auch in der Anmerkung über die „christliche Liebe" wird gesagt: daß „Liebe in jedem Menschen ist" (ich höre: daß das Religiöse in jedem Menschen ist), und daß darum vom Menschen verlangt werden müsse, „daß er abgrabe und die Quelle bloßlege." Daß somit dieses „die Quelle bloßlegen" nicht ein spezifisch Christliches ist.

Man sieht: Nicht der Art, wie das Religiöse dargestellt

ist, will ich begegnen, sondern einer Auffassung, die dieses Religiöse für das Christliche nimmt. Freilich hat das Christliche seiner Namens-Herkunft nach Christus für sich, der nicht nur die Quelle bloßlegte, sondern selber zur Quelle wurde. Und wer sich wie er als Quelle fühlt, darf von sich sagen: „Ich bin die Wahrheit und das Leben". Gegen dieses Christliche vermag ich nichts einzuwenden, wenn mir Christus auch nicht Gott ist, sondern ein Fleischgeborener, der Gott wurde durch sein Aufgehen in Gott: dadurch, daß ihm Gott — das Verhangene, das Seiende — zum Vater wurde. So lebte er als Mensch das höchste Leben, das auch das rein menschliche Leben ist. Denn rein menschlich leben heißt: religiös leben, der Verhangenheiten bewußt leben, den Anschluß an diese Verhangenheiten leben.

Am Anfang dieses Lebens steht vielleicht die geistige Geburt des Menschen. Und es erfüllt sich so, daß jeder Mensch zweimal geboren werden muß. Aber beide Geburten liegen in der Natur des Menschen, die auch ein zweifaches Wachstum kennt, davon das eine das andere vorbereiten mag, so daß beide mithelfen, den Menschen zu erschließen. Wenn sich nun Christus — von uns aus in die Zeit gesehen — auch als die wahrnehmbar höchste Menschenbeschaffenheit, als der wahrnehmbar erschlossenste Mensch zeigt, so wäre doch zu bedenken, daß unser Sehen nicht weit reicht und völlig unzulänglich wird, wo das Anfanglose hereinsieht. Aber auch aus noch wahrnehmbaren Zeiten, nur von entlegeneren Oertlichkeiten her, verweisen Aussprüche erleuchteter Menschen (wie schon früher berührt) auf „die reinen Menschen der Vorzeit". Der Vorstellung nach, die diese Aussprüche erwecken, müssen diese Menschen einer nicht mehr wahrnehmbaren Vergangenheit erschlossenste Menschen gewesen sein gleich Christo. Es bestärkt die Annahme, daß das Christliche Christi das rein Mensch-

liche von jeher ist, das immer wieder im völlig erschlossenen Einzelnen zum Durchbruch kommt.

Hier nehme ich den Ausspruch der Schrift auf: „Es wird ein Ruhm des 19. Jahrhunderts bleiben und ein Beweis für die Geisteskraft des Christentums, daß zwei so grundverschiedene Menschen, wie im Westen der Germane, der Jütländer Kierkegaard und im Osten der Slave Dostojewski nur infolge ihrer bis auf die Knochen gehenden christlichen Infizierung zu den glücklich-unglücklichen Entdeckern der tiefsten Geheimnisse wurden." Und erwidere darauf, daß ich das Entdecken der tiefsten Geheimnisse, also gewissermaßen das Sichzusammenfinden in der Tiefe, bei so grundverschiedenen Menschen wie den beiden Genannten nicht auf christliche Infizierung, sondern auf das rein menschliche Sicherschließen zurückführe (im Sinne meiner Ausführungen in der Betrachtung „Die Rasse der Meschen"), wenn dafür auch zunächst das Menschenbeispiel des Heilands fördernd gewesen sein mag. Denn obwohl ich, wie wiederholt bemerkt, das Werk des einen gar nicht und das des andern nur wenig kenne, glaube ich doch, daß das, was ich vom „Sicherschließen zum Menschen" gefunden habe, hier zutrifft. Auch entspricht es dem Ursprungsglauben, daß alles Entdecken tiefer Geheimnisse einem Menschlichen von jeher und nicht erst dem Christlichen zuzuschreiben ist.

*

Das Christliche, das in der Welt herrschend geworden ist, ist auch nicht das Christliche Christi. Das hätte, als herrschend, doch das Schlechte in der Welt verringern müssen. Wer aber getraute sich zu behaupten, daß durch das Christliche auch nur um eine Schlechtigkeit weniger in der Welt sei?

Das Christliche Christi, das das rein Menschliche ist, kann wohl in der Welt auch nicht herrschend sein, da es im Dasein ein Herrschendes ist, im wirklichen Sein. In der Welt jedoch herrscht der Schein. Es ist nur ein vermeintliches

Herrschen, das ein Stück Oberfläche des Daseins willkürlich abgrenzt und darüber die Herrschaft übt. Daher auch jeder Lebensbegriff sein Bestes einbüßt, sobald er verweltlicht wird. Ein solcher Begriff ist dann wie übel umhürdet, wie eingesperrt. Man erhöre dies aus Worten wie „Lebewelt", „Kunstwelt". Wie Leben und Kunst sich wegstehlen, wo diese Welt sich zu ihnen gesellt. Sogar rein praktische Begriffe wie „Handel" büßen durch das Anhängsel „Welt", der Vorstellung nach, etwas von ihrer Freiheit ein und erscheinen wie in ein Netz von Verordnungen eingeschnürt. Wie belebt und erhöht sich hier aber noch der Begriff Halbwelt: als nur halbe Welt, die doch noch zur Hälfte Sein und nicht nur Schein ist; in der die Dirne ihr Dirnentum dartut und die Schande auf sich nimmt und nur ihren Partner aus der Welt des Scheins bezieht, von der sie dafür als Auswurf behandelt wird.

Der Begriff Welt wird immer halt- und inhaltloser, je mehr man ihn ernster Betrachtung unterzieht; er zerrinnt nachgerade vor dem Schauen des Menschen. Und das Weltliche hinterläßt in der Vorstellung etwas Unsauberes wie das Politische. Weil es dem Dasein nicht im geringsten gewachsen ist, bedrängt es das Wachstum des Menschen, der das Dasein spiegelt. Es hat kein eigenes Leben; so will es den Schein erwecken, als beherrsche es alles Leben. Es ist Politik, die ja immer faul ist. Damit stimmt auch, daß die Politiker sehr weltliche und unbedeutende Menschen sind. Der bedeutende Mensch gibt sich nicht im Weltlichen und in der Politik aus. Er könnte es auch nicht; denn er müßte beides als das Ueberflüssigste dartun, und das würde man nicht zulassen. Man denke nur an Sokrates, der doch bekannte, warum er sich der Politik fern hielt, die das Weltliche seiner Zeit festigen half. Bedeutende Menschen tragen eben das in sich, was sie diesem weltlichen Treiben fern hält. (Auch Bismarck war weder

Weltmann noch Politiker, sondern ein gläubiger Mensch, dem das Geschick die Lenkung eines Staates aufzwang. Er zog sicher auch die Stärkung für seine weltliche Stellung aus seinem Menschlichen. Niemals aber vermöchte auch höchste weltliche Stellung dem Menschlichen die geringste Stärkung zu bringen.)

Das erweist doch genug den Unwert alles Weltlichen gegenüber dem Rein-Menschlichen. Es erweist auch die geringe Bedeutung der „Welt"-Geschichte *für den Menschen*. Ja, das Ergebnis des nach dieser Richtung zuende gedachten Gedankens wäre wohl: Daß der Mensch, der aus seiner Karyatiden-Stellung heraus will, gegen das Weltliche ankämpfen muß bis an sein Ende.

Hier erreicht mich die erquickende Vorstellung: daß der Untergang des Weltlichen in einem erst eigentlich das Aufgehen des Menschlichen zeitigt. Und ich erkenne zugleich, wie begrenzt man ist, solange man nur Welt ist.

Diese Ausführungen richten sich nicht gegen Haeckers Schrift; sie sollen nur dartun — indem sie den Unterschied zwischen weltlich und menschlich möglichst fühlbar machen —, wie sehr das Christliche darin diesem Menschlichen verwandt ist.

*

Das Christliche, das in der Welt herrscht, ist bereits ein Weltliches geworden. Es ist das Kirchenchristliche. Das Christliche, als das rein Menschliche, entläßt aber auch die Kirche, diese einstmals vielleicht geistigste Form eines Weltlichen; denn es ist sich bewußt: der Geist und das Geistige bedürfen keines Weltlichen. Es verschlägt demnach gegen den Begriff des Reinmenschlichen, von diesem noch als von dem Christlichen zu reden. Das Weltliche des Kirchenchristlichen windet sich zu störend um den Begriff des Christlichen, dem der Quell längst wieder verschüttet wurde, den Christus bloßlegte. Denn der Quell kam in

harte und eigennützige Hände, in die Hände der Kirche, die in ihrem Tun der Hierarchie des verfallenen Judentums bald viel näher stand als dem Tun Christi, und die den jüdischen Sündenbegriff in sich aufnahm und überbot, aber nicht den Sündenbegriff Christi, der dem Fleische ließ, was des Fleisches ist, wie er dem Kaiser ließ, was des Kaisers ist, Gott aber gab, was Gottes ist.

(Auch Ueberschreitungen der Rechte schließen noch nicht die Rechte aus. Und Fleischesgelüste sind ein Eingeordnetes im Menschlichen; wo sie diese Einordnung aus sich verlieren, mögen sie gleich weltlichem Machthabertum immer zu Ueberschreitungen neigen. Ein Ueberschreiten der Rechte ist ja nur am ewig sich gleichbleibenden Höchsten ausgeschlossen — an Gott. Die Regelung in diesem Punkte bestände also darin: des Einordnenden immer wieder habhaft zu werden. Aber er berührt völlig verfehlt und gewalttätig, wenn eine weltliche Macht — und auch die Kirche ist eine solche — diesen Ueberschreitungen durch Gesetze und Verbote abhelfen will, obwohl sie eine derartige Ueberschreitung gar nicht zu bestimmen vermag, weil ihr Wahrnehmungsvermögen für jenes Einordnende nicht ausreicht. Damit ist auch ausgedrückt, daß die Sünde, ja das Böse überhaupt, von außen her nicht bestimmbar ist; daß es aber an dem, der die Ueberschreitung begeht, in irgendeiner fühlbaren Weise als Störung oder Schädigung auftreten muß.)

Auch dieses Ergebnis verträgt sich mit der Aussage der Schrift: „Kierkegaard stellt die Angst als den letzten durch die Psychologie (Phänomenologie) erreichbaren Zustand vor der Sünde dar", läßt aber im weiteren „die Sünde, wie auch die Erbsünde" nur durch den Glauben erreichbar sein. Nun will mir scheinen: Der Glaube entstammt der Gefühlssphäre, — daß demzufolge die Sünde auch durch das Gefühl erreichbar sein müsse. Freilich kann ich den dies-

bezüglichen Ausführungen Kierkegaards nicht weiter begegnen, da ich sie nicht kenne. Aber anknüpfend an das, was ich vom Ueberschreiten der Fleischesrechte gesagt habe, möchte ich meinen, daß auch die Erbsünde für das Gefühl erreichbar sei. Indem jedes jeweilige Leben in der endlosen Kette seiner vorhergegangenen Zeugungen sicher solche Ueberschreitungen aufzuweisen hat, die diesem Leben als Störung oder Schädigung seiner Vollkommenheit anhaften müssen.

(Diese Vorstellung hat neben dem Unerfreulichen doch wieder ihr Erfreuliches: indem sie, wie die Erbsünde, so auch das Böse überhaupt, erst als ein Geworbenes begreift, das Eingeordnete hingegen als das Ursprüngliche — als ein das Böse noch nicht Kennendes (weil eine Abtrennung noch nicht kennend) — hinstellt. Und dieses Eingeordnet-sein in seiner höchsten Bewußtheit kennt vielleicht weder die Liebe mehr, noch die Gerechtigkeit. Es wäre wohl der Zustand, den Religionen des Ostens noch als den „des Vollendeten" kennen. Das Persönliche Christi, als völlig eingeordnet in Gott, mag ihn in sich getragen haben. Mit der Kirche und ihrem Christlichen hat er nichts gemein. Diese hätten immer noch Liebe und Gerechtigkeit als das Höchste anzustreben. Und da müßte noch gelten: daß der Liebe gerecht werden, heißt: auch dem Fleische gerecht werden. Und wer das Fleisch nicht anerkennt, kennt auch die Gerechtigkeit nicht).

Aber erst das Tun Luthers, der sich die Fleischesrechte nicht nehmen ließ, machte Front gegen das Tun der Kirche. Und so entstand die Bewegung, die vom Kirchenchristlichen zum Christlichen führen sollte. Und der Geist der Wahrhaftigkeit war dabei das Führende. Auch die Schrift berührt in einer Anmerkung diese Sache und sagt: „Diese Bewegung war als religiöses Erlebnis tiefer als der Katholizismus." Und es ist wahr: „Hier stehe ich und kann nicht anders!"

ist vom Geiste der Geschlechtlichkeit und vom Glauben ausgelöst und getragen von einem tiefen und echtesten Erleben. Dennoch verweltlichte auch diese Bewegung Luthers und wurde zur instituierten Kirche. (Die Kirche, als ein Religiöses, könnte nur Symbol, nur Zeichen, dürfte aber niemals eine instituierte Macht sein.) Und so ist noch immer die Bewegung ausständig, die vom Christlichen, das heute vom Kirchenchristlichen nicht mehr zu trennen ist, zum rein Menschlichen führt und den Menschen wieder in alle seine Daseinsrechte einsetzt und ihm die Selbstverantwortung zurückgibt, die der Besitz der Fleischesrechte mit sich bringt. Und der diese Bewegung ausführt (die vielleicht keine Bewegung, nur das Dartun eines Lebens ist), muß wohl mit der Welt völlig fertig sein und muß sich selber völlig aufgegeben haben für die Welt.

IV.

Das tiefe und gewichtige Wort Abgestorbenheit findet in der Schrift auf Kierkegaard seine Anwendung. Nach einem Hinweis auf dessen Darlegung des Begriffes der „Angst" und der „Krankheit zum Tode", wird nämlich gesagt: „. . . ohne Abgestorbenheit schenkt der Geist keinem die Gnade so tiefer Erkenntnisse. Denn so ist das Gesetz." Und daran knüpft sich ein Aussagen über Gnade und Leiden, das zum Schönsten der Schrift gehört.

Ich habe vor Jahren eine kleine Betrachtung, die ich geschrieben, „Verlorenheit der Größe" betitelt. Diese Verlorenheit erinnert ein wenig an „Abgestorbenheit", welch letztere jedoch, auf Kierkegaard geprägt, ein mehr Geläutertes bedeuten mag, ein noch mehr Freigewordenes und mit Bedacht in sich Gekehrtes. Denn von dem „Absterbenden" wird noch ausgesagt: „Dieser . . ., der einen Augenblick lang mit dem Strome des Lebens schwamm, . . .

stellt sich ihm nun plötzlich entgegen, so daß die Welle für einen Augenblick innehält, sich bricht und sich spiegelt; aber qualvoll ist dieser Akt, kraft der besonderen von sich selber zehrenden Dialektik des Lebens, daß der Erkennende selber die Welle war und nun auch der Gebrochene ist."

Dagegen halte ich nun die Abgestorbenheit, die für mein Gefühl erreichbar ist. Es ist eine innere Macht, die aus diesem Worte zu mir spricht, eine Macht, die stärkt und frei macht. Aber ich fühle diese Abgestorbenheit sich nur auf das Weltliche erstrecken, nicht auch auf das Irdische. Denn weltlich und irdisch gehen nicht miteinander. Das Irdische verweist dankbar auf die Schöpfung, von der das Tun, das dem Geist der Welt entstammt, fortweist, da es sich der Schöpfung gewachsen glaubt. So kann es nicht genug Tätigkeit entfalten und vermeint, immer fortzuschreiten, so kläglich die Ergebnisse dieses Tuns auch sein mögen. Der Erkennende, der bisher mit dem Strom der Welt schwamm, stellt sich nun diesem entgegen, so daß die Welle für einen Augenblick innehält, sich spiegelt und sich bricht; und so leidvoll der Akt als Entschluß auch sein mag, dem Lebensgefühl des Erkennenden wird er zuletzt zur Befreiung, weil sich ihm offenbart, daß die Welle nicht er, sondern sein weltliches Tun war, und daß nur dieses nun das Gebrochene ist. Damit ist vielleicht die Wende im Menschen berührt, die der Betätigung der Innerlichkeit, dem Tätigkeit-erleiden, zuführt. Es entrückt der Welt, ohne daß man ihr aus dem Wege geht.

Das Absterben stellt sich nun mehr und mehr von selber ein, wie das Wachstum im Frühling; es ist auch ein Wachstum der inneren und geistigen Kräfte des Lebens, die vom Tun der Welt nicht mehr berührt werden. Die Welt als Autorität, als wertende Massenpersönlichkeit, ist völlig ausgeschaltet. Und die Kraft, die dies im Menschen zustandebringt, darf sich wohl auch „sehende Leidenschaft" nennen.

als ein leidenschaftliches Erkennen, das sich von der verlangenden blinden Leidenschaft überragend abhebt. Sie hilft mit, daß der Mensch aufhört, „in irgendeinem anderen Menschen unbedingte Autorität zu sehen — und das ist ja die Vollkommenheit, die Kierkegaard für den Einzelnen will —", und so (folgert die Schrift noch sehr schön) „ist alle Autorität in Gott selber, der ja aber in einem transzendenten Sinne geistige Person ist". (Ich betone nochmals: Das Gesagte ist keine Auslegung der Haecker'schen Schrift, sondern der Versuch, ihr meine Gefühlsanschauung entgegen zu halten und diese an ihr zu messen).

*

Die Abgestorbenheit läßt den Menschen Gott allein untertan sein. So macht sie eine Stärkung am Menschen aus, nicht eine Schwächung. Das irdische Leben des Menschen, das ja auch das geistige in sich trägt, kommt durch sie zum ungeteilteren Besitz dieses seines Lebens, das ihm nun keine Welt mehr vorenthält. Es schaut nun, mehr als früher, alles Irdische als ein Erschaffenes, als ein zur Schöpfung Gehöriges, an dem nichts ist, was von Menschenhand herrührt. So wird ihm dieses Irdische auch ein Ueberirdisches, daran es nur wie der wahrnehmbare und vergängliche Teil ist. Mit dem geistigen Wachstum des Menschen mag dieses Wahrnehmbare mehr und mehr zur Wegstrecke werden, die einer bereits zurückgelegt hat. Ich übertrage das nun auch auf die Liebe.

Es läßt zunächst erkennen, daß der für die Welt Abgestorbene zur Liebe erst frei wird. Rein äußerlich gesehen zeigt das schon die Dirne, die, in ihrem Verhältnis zur Welt, der Nonne wirklich grundverwandt ist. Aber beide zeigen sich dennoch als Gescheiterte und unterliegen einer Gebundenheit von außen her. Die Abgestorbenheit nämlich, die ihr Freigewordensein zur Liebe auch lebt, kennt nur ihre eigene innere Gebundenheit, die mit dem Wachstum des

Absterbens wohl auch immer fühlbarer und durchsichtiger wird. Es läßt erkennen, daß keine Weltlichkeit, weder Kirche noch Satzung, mit der Liebe dort noch zu tun hat, wo eine Abgestorbenheit gelebt wird. Umso mehr mag der Abgestorbene mit der Liebe noch zu tun haben, zu der er ja nun erst frei geworden ist.

Was ich daher der Abgestorbenheit im Sinne der Schrift entgegensetze, ist: daß der irdische Mensch, auch als abgestorben für die Welt, die Liebe nicht von sich abtut. (So mag sich freilich dieses Abgestorben-sein als eine Abgestorbenheit geringeren Grades erweisen im Vergleich zu jener). Aber er erkennt und anerkennt ihre Verpflichtungen; und er ist für die Verpflichtung. So darf er auch für die Lust sein, denn nichts verpflichtet mehr als die Lust. Das bloße Zusammenfinden zur Lust jedoch ergibt noch keine Ehe. Die Ehe — dieses Seltenste in der Liebe — hält auch der zur Liebe Freigewordene für unlöslich. Was sollte wohl dort noch löslich sein, wo eine Willigkeit einen Willen so bindet, daß zwei in einem Fleische sind! Es besagt sicher auch: daß zwei in einem Geiste sind. Wo die Willigkeit des Leibes aber nur der Anfang und die gewinnendste Form ist, den eigenen Willen — auch wenn er geistverlassen ist — durchzusetzen, ersteht keine Ehe. Es läßt zwei nie Eines werden, und es entläßt schließlich auch jede Willigkeit, so daß Mann und Weib sich ferner denn je sind. So kann man mehrmals verheiratet und doch nicht zur Ehe gekommen sein. Und ist immer noch frei für die Liebe.

Angenommen, ich spräche als Erfahrener, und die Abgestorbenheit hätte in mir allen Sinn für das Urteil von Seite der Welt längst getilgt. Und ich fühlte mich dabei mehr denn je freigeworden zur Liebe. Und lebte doch ohne die Liebe.

Mit diesen Auslassungen habe ich eine dritte Art von Askese berührt, die, als meiner Natur zugänglich, ich nun

Haeckers Schrift entgegenhalten möchte, darin folgende zwei Arten hervorgehoben sind: Die Askese, „die des Teufels Erfindung ist, und die die Leidenschaften und Begierden nur wie in einen Käfig einsperrt, sie also doch bei sich behält, um nur zunächst zur Ruhe zu kommen. Eine solche Askese ist wider den Geist und nicht für ihn." Auch mir liegt sie völlig fern. Dann die andere, die hohe, die Kierkegaard ausübte, von dem gesagt wird: „Ein leidenschaftlicher Entschluß trieb ihn zur Askese, die alle dunklen Leidenschaften und Begierden im Fegefeuer der Angst immer von neuem verbrannte und sich wohl hütete, einen erreichbaren Rest übrig zu lassen." Es ist eine Askese, die für mich nicht, wenigstens *noch* nicht, erreichbar ist. Und so komme ich zu jener dritten Art von Askese.

Sie ist mir die tiefstgehende Bereitwilligkeit, in jedem Augenblick und an jedem möglichen Ort sich restlos der Liebe hinzugeben, wenn sich der Gegenstand dafür findet, an dem die Gebundenheit der eigenen Menschennatur frei werden müßte. Sie ist also eigentlich der größte Gegensatz zur Askese, kann aber diese trotzdem ein Leben hindurch möglich machen. Denn abgesehen davon, daß mit dem Freiwerden zur Liebe sich die Gebundenheit in einem immer fühlbarer macht — jene Gebundenheit, die es einem erschwert, ein Wahlverwandtes aufzufinden —, ist das Getragensein von jener tiefstgehenden Bereitwilligkeit etwas, das den Liebesgenuß gleichsam als inneres Erlebnis vorwegnimmt und so einigermaßen dafür Ersatz schafft, daß ohne die Liebe gelebt wird.

(Freilich mag diese Bereitwilligkeit mehr der Widerschein einer großen Fähigkeit zu lieben sein, durch die man in einen Zustand versetzt wird, ähnlich dem eines Wartenden, der glaubt, daß das Erwartete jeden Augenblick kommen müsse, und der dabei aushält. Es zeigt, daß solche Fähigkeit zu lieben auch sehr zur Askese befähigt. Doch hier kommt es nicht auf die Ergründung des Herkommens jener

Bereitwilligkeit an, sondern auf die Gesinnung. Und diese kommt in jener Bereitwilligkeit zum Ausdruck.)

Das wäre heute meine mögliche Askese. Ob sie von hoher oder niederer Beschaffenheit ist? Wer möchte noch darüber mit sich selber rechten, wenn man sich schon sagen muß: „Hier stehe ich und kann nicht anders!“ Obschon man sich aufgegeben hat für die Welt.

(Schluß folgt)

Abendlied / von Isidor Quartner

Ein Rauchgespenst zergeht in dünner Luft.
Der steile Himmel ist hinabgelandet
Zum roten Abendmeer der Phantasien.

Der Wind verrät den offenen Herzen Duft.
Er hat den Tag in Schweigen eingewandet
Und trägt ihn selig über Hügel hin.

Ich bin ein schwarzes Kreuz auf einer Gruft.
Die Heide ist schon ganz in Nacht versandet,
In deren Ahnung ich verdunkelt bin.

Hör' ich denn nicht, was da aus Wäldern ruft?
Ist denn mein Dasein nur von mir umrandet?
Lebt außer mir nicht meines Wesens Sinn?

Das Seelische ist nicht mehr abgestuft.
Da mir die Erde an die Schläfen brandet,
Schwing ich in ihres Atems Harmonien
Unendlich aus.

Karl Borromäus Heinrich / Vom toten und vom lebendigen Bewußtsein

In der Meinung, daß auch das kleinste menschliche Faktum, wenn anders wir es redlich berichten, auch wert ist, den Menschen zur Kenntnis gebracht zu werden, erzähle ich das Nachfolgende.

1.

Im Jahre 1902 auf 1903 besuchte ich die Oberklasse des Gymnasiums in München. Ich war damals achtzehn Jahre alt. Obwohl ich zu jener Zeit sehr wenig schlief und ziemlich viel trank, weil ich einer verbotenen Schülerverbindung vorstand und also ein recht geselliges Leben außer dem Hause führte, erfreute ich mich der denkbar besten Gesundheit. Ich war dick und rund; wog mehr als heute; ertrug körperliche Strapazen mit Leichtigkeit (zum Beispiel ging ich nie vor drei, ja vier Uhr morgens zu Bett und war trotzdem am gleichen Morgen um acht Uhr pünktlich in der Schule); hatte keinen Anlaß, mir geistige Strapazen aufzuerlegen und tat es auch nicht; war wohl ein recht lebhafter und lustiger Mensch, aber ich war damals durchaus nicht nervös. Auch entsinne ich mich nicht, daß ich in den Jahren vorher irgend etwas erlebt hätte, was auf gewisse Störungen hätte hindeuten können.

Im Januar des Jahres 1903 begab ich mich an einem Samstag Abend zur sogenannten erlaubten Schülerkneipe. Diese Kneipe, die in einem separaten Zimmer eines Gasthauses in der Nähe des Sendlingertores stattfand, war mir, wie jedem Angehörigen einer geheimen Schülerverbindung, höchst unsympathisch; sie erschien mir knabenhaft, und war mir namentlich wegen des auf ihr herrschenden Lärms und der dauernden Unordnung zuwider. Dennoch ließ ich mich aus Vorsicht zuweilen auf dieser Kneipe sehen, und zwar

deshalb, weil zu ihr regelmäßig auch der eine oder andere Lehrer der Anstalt eingeladen war und ich befürchten mußte, daß man aus meiner Nichtanwesenheit bei der erlaubten auf Anwesenheit bei einer unerlaubten Kneipe schließen könnte. (Es stand nämlich die Strafe der Demission auf der Zugehörigkeit zu einer Schülerverbindung).

Nun trank ich auf dieser Kneipe manchmal recht viel, und zwar schon aus Langweile und aus Verachtung des unordentlichen Lärms, der um mich herrschte. Aber an eben dem Samstag, von dem ich erzähle, trank ich nur zwei ein halb Glas Bier, ein Quantum, das im Verhältnis zu dem, was ich damals ohne jegliche Alteration vertragen konnte, sehr gering war. Ich verließ die Kneipe gegen viertel vor elf Uhr abends in vollkommener Ruhe. Am Sendlingertorplatz bestieg ich die Trambahn und nahm ein Umsteigbillet nach Haidhausen, wo ich wohnte. Ich hatte an diesem Abend sehr wenig Geld bei mir; vielleicht hätte ich mich sonst doch länger auf der Kneipe aufgehalten oder wäre noch allein ins Café gegangen. So aber weiß ich ganz bestimmt, wie ich in die Trambahn einstieg und das Umsteigbillet nahm.

Um drei Uhr morgens fand ich mich an der letzten Bogenhausener Brücke, am westlichen Ufer der Isar, das dort ziemlich jäh zum Wasser abfiel und von hohem Schnee bedeckt war, einen halben Schritt von dem Wasser selbst entfernt, wieder. Wäre ich einen halben Schritt später erwacht, so hätte das nur mehr *im* Wasser sein können.

Als ich mich solchermaßen plötzlich wiederfand, brauchte ich zunächst geraume Zeit, um mich über die Gegend zu orientieren, in der ich mich befand. In Anbetracht des Schreckens darüber, ohne jedes Bewußtsein meiner selbst an diesen (von meiner elterlichen Wohnung dreiviertel Stunden abliegenden) Teil des Flusses gelangt zu sein; und auch darüber, bewußtlos das Ufer hinabgeklettert zu sein und mich

zweifellos in tödliche Gefahr begeben zu haben, erscheint es begreiflich, daß ich, nachdem ich das abschüssige schneebedeckte Ufer hinaufgeklettert war, eine ganze Weile untätig stehen blieb und nur versuchte, mir meine Situation und deren Entstehung zu erklären. Ich besann mich auch allmählich auf den Verlauf des ganzen Abends, bis zum Einsteigen in die Trambahn und zum Lösen des Umsteigbillets. Ich zog meine Börse und fand darin erstens den bescheidenen Rest meiner Barschaft, zweitens das Umsteigbillet; es war von der Mitte aus in zwei Teile zerrissen, ich war also zweifellos richtig umgestiegen.

Aber von dem Moment an, wo ich das Billet gelöst hatte, bis zu dem Moment, wo ich, in Lebensgefahr schwebend, unmittelbar am Flusse mich wiederfand, also über eine Zeitspanne von etwa mehr als vier Stunden fehlte mir durchaus jedes Bewußtsein. Ich konnte nur feststellen, daß ich mich nicht verletzt hatte und auch, außer meinem ungeheuren Schrecken, körperlich späterhin keinen Schaden verspürte.

Es ist vielleicht nötig, hinzuzufügen, daß ich mich in jener Zeit nicht mit Selbstmordgedanken getragen habe; vielmehr war dieses letzte Jahr meiner Gymnasialzeit wohl auch eines der wenigen wahrhaft vergnüglichen Jahre meines Lebens. (In den Jahren vorher, namentlich vom zwölften bis zum sechzehnten, war ich, obwohl sonst ein ausnehmend heiteres Kind, Anfällen von Melancholie und Verzweiflung viel mehr ausgesetzt.)

Die medizinische Annahme wird sein, daß ich an jenem Samstag des Januar 1903 zwischen elf Uhr nachts und drei Uhr morgens, also vier Stunden lang, schlafgewandelt habe, somnambul gewesen sei.

Ich bin natürlich weit entfernt zu leugnen, daß jener Zustand, in welchem ich vier Stunden von mir selbst verlassen war, einen äußeren pathologischen Ausdruck gehabt haben müsse, dennoch muß ich darauf hinweisen, daß kein

Fall bekannt ist, daß ein wacher Mensch auf der Trambahn, mitten unter anderen Menschen, quasi noch am hellen Abend (es war noch dazu Samstag), plötzlich in einen somnambulen Zustand verfallen sei. Hier käme noch das Unbegreifliche hinzu, daß keiner der anderen Fahrgäste, auch der Schaffner nicht, eine solche, doch immerhin sich äußerlich andeutende Veränderung an mir bemerkt hatte. Unbegreiflich ist auch, daß ich, obwohl ich dann schon nach dem Lösen des Billets in den somnambulen Zustand verfallen wäre — denn die Erinnerung ist vollkommen scharf bis zu diesem Moment, und reißt dann plötzlich ab --, nachher als Somnambuler trotzdem richtig umgestiegen wäre.

Ueber die pathologische Bezeichnung des Zustandes mag man übrigens denken was man will. Es bleibt die Tatsache bestehen, daß ein achtzehnjähriger Mensch während der Dauer von vier Stunden von sich selbst ganz und gar verlassen war, in diesem Zustand ohne Bewußtsein Trambahn gefahren (ohne aufzufallen), sodann auch noch richtig umgestiegen ist, nach dem (ohne Bewußtsein vollzogenen) Aussteigen aus der Trambahn zweifellos eine größere Wanderung (wieder ohne Bewußtsein) gemacht haben muß, und daß wenig fehlte, daß er ohne jedes Bewußtsein in den Fluß gestürzt wäre.

Ich habe in späteren Jahren ein Buch von Karl May gelesen, betitelt „Am Jenseits", in welchem ein Orientale (Münedschi) wiederholt, auch am hellen Tage, von einem ähnliche Zustand befallen wird. Die Umgebung des Orientalen umschreibt diesen Zustand dahin, „daß die Seele des Münedschi von Zeit zu Zeit auswandere"; wenn dann die Seele in ihn zurückkehrte, fand er sich wieder; eine genauere Erinnerung an das, was er während der Zustände gesprochen und getan, hatte er bei diesem Wiederfinden seiner selbst nicht.

(Ich habe hier nur das Faktum beschrieben und nicht der

Schlüsse gedacht, die sich recht wohl daraus ziehen lassen. Angenommen zum Beispiel, ich wäre nicht rechtzeitig wieder zu mir selbst gekommen, ins Wasser gefallen und ertrunken, so hätte das hinterdrein für die Mitmenschen durchaus wie Selbstmord aussehen müssen. Oder wie ein an mir verübter Mord, für den man dann sicherlich nach irgend einem Täter geforscht hätte; welche Forschungen vermutlich etlichen Landstreichern einige Wochen unverdiente Untersuchungshaft gekostet hätten.

Angenommen aber gar: es hätte der von einem solchen Zustand befallene Mensch während desselben irgendwelche verbrecherische Handlungen begangen, so hätte er sich im Falle der Entdeckung selbst vor einer so schrecklichen Verantwortungslosigkeit befunden, daß die Erinnerung daran sein Leben hätte für immer zerstören müssen, selbst wenn die Richter einsichtig genug gewesen wären, ihn freizusprechen. Oder er wäre ins Irrenhaus gesteckt worden.

Eine letzte mögliche Annahme: Wenn zum Beispiel der von einem solchen Zustand Heimgesuchte unwissend und unbewußt am Tatort eines in dieser Zeit von fremder Hand begangenen Verbrechens vorbeistreift, aufgegriffen, und der Tat selbst verdächtigt wird, wie wird er sich verteidigen? Indem er sein „Alibi" doch nicht beweisen *kann*, würden seine Mitmenschen annehmen, er sei eben nirgends anderswo gewesen als am Ort der Tat.

Was mich betrifft: so hat mich der Gedanke an die Möglichkeit, ohne mein Bewußtsein, in Abwesenheit meiner selbst, Verbrechen begehen zu können, oft gequält).

2.

Ueber die Schrecken des Todes sind zumeist recht falsche Meinungen verbreitet. Das Nachfolgende ist vielleicht geeignet, diese Meinungen, die so verhängnisvoll auf das

Leben einwirken, in manchem berichtigen zu helfen; Grund und Berechtigung genug, es zu erzählen.

Ich bin in meinem Leben mehrmals sehr nahe am Tode gewesen; am nächsten, ja mitten im Tod, während der (durchaus unfreiwilligen) Veronalvergiftung, die ich Anfang November 1912 durchgemacht habe.

Ich litt im Herbst dieses Jahres 1912 wieder an Trigeminus-Neuralgien. Diese Neuralgien, welche bekanntlich ganz unbeschreibliche Schmerzen verursachen, ja vielleicht das schmerzhafteste Leiden überhaupt sind, hatte ich damals in Anfällen, die sich fast ohne Pause folgten.

Diese Anfälle waren so heftig geworden, daß sie durch nichts mehr zu lindern waren. Ich ließ mir, da gerade Feiertag war und ich demgemäß den Arzt, zu dem ich ging, nicht allzulang aufhalten wollte, Veronal verschreiben; denn ich hatte nach einer ganzen Reihe von schlaflosen Nächten und Tagen, die ich unter unausgesetzten Schmerzen verbracht hatte, das Bedürfnis, um jeden Preis zu schlafen. Die Schmerzen waren besonders auch am Hinterkopf so, daß ich nicht wagen durfte, mich zu legen; ich mußte also im Bette sitzend, mit vornübergeneigtem Kopf, zu schlafen versuchen. Und um wenigstens diesen Schlaf zu erreichen, nahm ich eben Veronal.

Ich nahm es zuerst in der Quantität, in der es mir verordnet war. Es blieb ohne jede Wirkung. Ich nahm dann nochmals dieselbe Quantität, schlief jedoch, immer sitzend, mit vornübergebeugtem Kopf, also in der ermüdendsten Haltung, auch dann nur für etliche zwei Stunden ein, um nach deren Ablauf mit unverminderten Schmerzen aufzuwachen. Vollkommen unfähig, die Schmerzen zu ertragen, nahm ich wieder dieselbe Quantität, schlief wieder ein, erwachte nach einiger Zeit wieder mit den gleichen Schmerzen, nahm wieder Veronal, erwachte wieder mit Schmerzen — und dies so zu; bis nach Ablauf von insgesamt achtund-

vierzig Stunden Veronalvergiftung eingetreten war. Ich blieb natürlich, von da ab, in Schlaf befangen.

Als meine Umgebung die Gefährlichkeit dieses Schlafes erkannte, war es, wie ich hernach hörte, wirklich schon hohe Zeit. Zuerst kam ein Arzt, der sein Metier gar nicht verstand. Wie man mir späterhin erzählt hat, rüttelte er mich nur heftig am Arm, bis ich schlaftrunken einen Moment die Augen aufschlug; sein äußerer Aufputz mißfiel mir und ich murmelte, schon in den Schlaf zurücksinkend, aber hörbar „Salontiroler!" Worauf sich dieser Mann entfernte und meiner Umgebung versicherte, die Sache werde in wenigen Stunden vorbei sein. Es wäre, ohne das Eingreifen eines zweiten Arztes, in der Tat alsbald mit mir vorbei gewesen.

Meine Angehörigen erkannten, daß es sich um Leben und Tod handelte, und ließen einen zweiten Arzt suchen. Obwohl ich im denkbar tiefsten Schlafe lag, ja dem Tode entgegenschlief, bemächtigte sich meiner jetzt ein unsagbar erweitertes, erhöhtes, von mir und meinen Angehörigen, überhaupt von allem Leben entferntes, aber dennoch gesteigert lebendiges Bewußtsein. Ich nahm, immer mit geschlossenen Augen, alles wahr, was um mich vorging, aber ich fühlte dabei ganz anders, als ich sonst gefühlt hätte (wenn ich „lebendig" gewesen wäre).

Ich hörte die Menschen um mich herum, die den Arzt erwarteten, laut um mich weinen. Es war ersichtlich, daß meine Frau, meine Mutter und meine Geschwister meinetwegen weinten. Aber ich wurde durchaus nicht davon bewegt. Es kam mir vor, als ob ich unendlich weit von ihnen weg wäre, obgleich ich meinen Körper mit ihnen in einem Zimmer sah. Ich fürchtete mich nicht im geringsten vor der Auflösung. Obzwar ich auch wußte, daß die Menschen um mich herum eben nur deshalb weinten, weil sie mich im Sterben liegen sahen, so war mir dieses Weinen doch nur verwunderlich.

Mein Zustand war ein luzider und glücklicher. Das Abrücken meines Bewußtseins vom Körper vollzog sich ohne jeden Schmerz. (Wie ich nach meiner Gesundung hörte, waren die Krämpfe selbst, die fast jeder Sterbende durchmacht, schon vorüber, als nach dem zweiten Arzt geschickt wurde). Mein Bewußtsein wuchs, je mehr es vom Körper abrückte, obwohl es noch etwas im Körper saß, in eine desto hellere Weite hinein. Ich fühlte, mit einem Gefühl von Befreiung, das nicht mit Worten ausgedrückt werden kann, diese wachsende Entfernung vom Leben im engen Sinn, vom Leben des Zimmers, in dem ich lag, und der Menschen, die dieses Zimmer ausfüllten.

Inzwischen kam der Arzt. Er horchte an mir herum, ich spürte es ganz deutlich, aber empfand weiter nichts dabei. Er eilte sofort weg, und kam dann wieder. Man brachte eine mit komprimiertem Sauerstoff gefüllte große Flasche, steckte mir in den Mund das Ende eines Schlauches, der an die Flasche angeschraubt war, und nun atmete ich (da ich ja immer noch atmete) diesen Stoff ein. Ich entsinne mich, daß es mir höchst widerwärtig war. Endlich — da der Arzt mit dem Erfolge der Sauerstoffzufuhr vorläufig zufrieden war — nahm man mir das Ende des Schlauches wieder aus dem Munde.

Ich schickte mich, wieder heiter geworden, sogleich an, weiter zu sterben. Ich war in der Tat froh, daß die Störung zu Ende war.

Nach einer längeren Weile kamen zwei Kinder, ein schönes Mädchen und ein schöner Knabe (man sagte mir später, daß es die Kinder des Arztes gewesen waren), sahen mich an, und legten Blumen auf mein Bett.

Ich dachte, ich sei schon gestorben, und man lege schon Blumen an meiner Leiche nieder. Der Gedanke vermochte keineswegs mich zu erschrecken.

Und so dauerte das Gefühl eines ganz unsagbar erhöhten,

erweiterten, glückseligen Bewußtseins noch eine Weile fort. Aber die Prozedur der Sauerstoffzufuhr wurde wiederholt, teils vom Arzt, teils von meinen Angehörigen, und so kam ich allmählich wieder in das „lebendige" Bewußtsein zurück, wobei ich dies anfangs wie eine recht unangenehme Verengerung meines seelisch-geistigen Lebens empfand.

Schließlich wurde ich dann wieder ganz und gar lebendig, und, merkwürdigerweise, empfand ich erst dann meine Situation als wichtig und machte alle möglichen Umstände, schrieb ein Testament, nahm Abschied von Neugierigen, die mich besuchten, ließ auch einen Geistlichen holen, und tat dergleichen Unnötiges mehr: unnötig, weil ich eben jetzt schon auf dem Weg in das Leben zurück und der Tod — den auch der Arzt, wie er mir hernach sagte, bei seinem ersten Kommen als unmittelbar bevorstehend vermutet hatte — schon wieder meilenweit von mir entfernt war.

Die Sache vermag vielleicht doch dem einen oder andern Menschen eine bessere Einsicht in das Wesen des Todes oder vielmehr in den Zustand, den wir Sterben nennen und vor dem sich die Meisten so sehr fürchten, zu geben.

Man soll sich nicht von den Krämpfen der Sterbenden glauben machen lassen, daß diese auch ungeheure Schmerzen zum Ausdruck bringen; diese sind wohl nichts anderes als das anfängliche Widerstreben des Körpers, sich von der Seele trennen zu müssen. Ich entsinne mich zum Beispiel, obwohl ich den Beginn des Todes klar und deutlich in der Erinnerung habe, nicht mehr an die vorhergegangenen Krämpfe; wären sie sehr schmerzhaft gewesen, so hätte ich sie, glaube ich, wohl nicht ganz vergessen können.

Gedichte / von Georg Trakl

Frühling der Seele

Aufschrei im Schlaf: Durch schwarze Gassen stürzt der Wind;
Das Blau des Frühlings winkt durch brechendes Geäst,
Purpurner Nachttau und es erlöschen rings die Sterne.
Grünlich dämmert der Fluß, silbern die alten Alleen
Und die Türme der Stadt. O sanfte Trunkenheit
Im gleitenden Kahn und die dunklen Rufe der Amsel
In kindlichen Gärten. Schon lichtet sich der rosige Flor.

Feierlich rauschen die Wasser. O die feuchten Schatten der Au,
Das schreitende Tier; Grünendes, Blütengezweig
Rührt die kristallne Stirne; schimmernder Schaukelkahn.
Leise tönt die Sonne im Rosengewölk am Hügel.
Groß ist die Stille des Tannenwalds, die ernsten Schatten am Fluß.

Reinheit! Reinheit! Wo sind die furchtbaren Pfade des Todes,
Des grauen, steinernen Schweigens, die Felsen der Nacht
Und die friedlosen Schatten. Strahlender Sonnenabgrund.

Schwester, da ich dich fand an einsamer Lichtung
Des Waldes und Mittag war und tief das Schweigen des Tiers;
Weiße unter wilder Eiche, und es blühte silbern der Dorn;
Gewaltiges Sterben und die singende Flamme im Herzen.

Dunkler umfließen die Wasser die schönen Spiele der Fische.
Stunde der Trauer, schweigenden Anblicks der Sonne;
Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden. Geistlich dämmert
Bläue über dem verhauenen Wald und es läutet
Lange eine dunkle Glocke im Dorf; friedlich Geleit.
Stille blüht die Myrthe über den weißen Lidern des Toten.

Leise singen die Wasser im sinkenden Nachmittag
Und es grünet dunkler die Wildnis am Ufer, Freude im rosigen Wind;
Der sanfte Gesang des Bruders am Abendhügel.

Immer dunkler

Es schweigt die Seele den blauen Frühling.
Unter feuchtem Abendgezweig
Sank in Schauern die Stirne den Liebenden.

O das grünende Kreuz. In dunklem Gespräch
Erkannten sich Mann und Weib.
An kahler Mauer
Wandelt mit seinen Gestirnen der Einsame.

Ueber die mondbeglänzten Wege des Walds
Sank die Wildnis
Vergessener Jagden; Blick der Bläue
Aus verfallenen Felsen bricht.

Selbstmord und Unsterblichkeit / von F. M. Dostojewski

„In der Tat: welches Recht hatte diese Natur, mich in die Welt zu setzen — . . . infolge irgendwelcher ewigen Gesetze? Ich bin mit einer Erkenntnis erschaffen und habe diese Natur *erkannt*: welches Recht hatte sie, mich ohne meinen Wunsch und Willen erkenntnisfähig zu erschaffen? — erkennend, folglich leidend. Ich aber will nicht leiden — denn warum sollte ich einwilligen, zu leiden? Die Natur verkündet mir durch meine Erkenntnis von einer gewissen Harmonie, die in der Welt sein soll. Die menschliche Erkenntnis hat aus dieser Verkündung Religionen gemacht. Sie sagt mir, daß ich — obschon ich genau weiß, daß ich an der „Harmonie des Ganzen" nicht mitwirken kann und auch niemals mitwirken werde, ja überhaupt nicht begreifen werde, was sie denn nun eigentlich ist und bedeutet — sagt mir, daß ich mich aber dennoch dieser Verkündung unterwerfen, mich bescheiden, das Leid im Hinblick auf die Harmonie des Ganzen auf mich nehmen und zu leben einwilligen soll. Wenn man dagegen selbst und bewußt wählen könnte, so würde ich doch selbstverständlich lieber nur in dem kurzen Augenblick, den mein Leben währt, d. h. solange ich existiere, glücklich sein wollen, da doch das Ganze und seine Harmonie mich absolut nichts angehen, sobald ich aufhöre zu sein — gleichviel ob dieses Ganze nach meinem Tode mit seiner Harmonie erhalten bleibt oder ob es gleichzeitig mit mir zu existieren aufhört. Und wozu sollte ich mich so um seine Erhaltung nach meinem Tode sorgen? — das ist die Frage! Da wäre es doch besser, ich wäre wie alle Tiere erschaffen, d. h. lebend, jedoch ohne Bewußtsein und Erkenntnis — meine Erkenntnis ist ja nicht Harmonie, sondern ist Disharmonie, denn ich bin mit ihr unglücklich.

Man betrachte nur einmal daraufhin die Menschen: wer ist denn glücklich in der Welt und was für Leute sind es denn, die widerspruchslos leben? — Gerade diejenigen, die den Tieren ähneln, die infolge der geringen Entwicklung ihres Bewußtseins dem Tier am nächsten stehen. Sie willigen gern ein, zu leben, aber gerade unter der Bedingung, wie Tiere zu leben, nämlich fürs Essen, Trinken, Schlafen, Nesterbauen und Kinder-in-die-Welt-Setzen. Essen, Trinken und Schlafen nach Menschenart heißt im allgemeinen erwerben und rauben, ein Nest einrichten, aber schon unbedingt rauben. Man wird vielleicht einwenden, daß man sein Nest auch auf vernünftigen, wissenschaftlich einwandfreien sozialen Prinzipien aufbauen könne und durchaus nicht zu rauben brauche, wie es bisher der Fall war. Möglich, aber — ich frage nur: „wozu? Wozu erwerben und bauen und sich soviel Mühe geben, um sich in der Gesellschaft der Menschen richtig, um sich vernünftig und sittlich, kurz — gerecht einzurichten?“ Darauf vermag mir natürlich niemand eine Antwort zu geben. Alles, was man mir darauf antworten könnte, wäre: „um sich Genuß zu verschaffen.“ Ja, wenn ich eine Blume oder eine Kuh wäre, dann gäbe es für mich vielleicht auch einen Genuß. Indem ich mir aber, wie jetzt, unaufhörlich Fragen vorlege, kann ich nicht glücklich sein, nicht einmal im höchsten und unmittelbarsten Glück der Liebe zum Nächsten und der Liebe der Menschheit zu mir, denn ich weiß, daß morgen schon alles dieses nicht mehr sein wird, sowohl ich wie dieses ganze Glück und die ganze Liebe und die ganze Menschheit — daß wir uns in ein Nichts verwandeln werden oder wieder in das anfängliche Urchaos. Unter einer solchen Bedingung aber kann ich um keinen Preis ein Glück annehmen — nicht aus Unlust, es anzunehmen, nicht aus Eigensinn um eines Prinzips willen, sondern einfach deshalb, weil ich weder glücklich sein kann noch werde, solange ich weiß, daß mich

morgen das Nichtsein erwartet. Das ist eben eine Gefühlssache, ein ganz unmittelbares Gefühl, das ich nicht bewältigen kann. Nun gut, wenn ich allein sterben, und wenn dafür die Menschheit an meiner Statt ewig weiterleben würde, dann wäre ich vielleicht immerhin gerechtfertigt. Aber unser Planet ist doch nicht ewig und die Lebensdauer der ganzen Menschheit ist im Verhältnis zur Ewigkeit genau solch ein Augenblick wie mein Einzelleben. Und wie vernünftig, wie herrlich, wie gerecht und heilig die Menschheit auf Erden sich auch immer einrichtete — es wird morgen doch alles dieselbe Null sein. Und wenn auch das alles aus irgendeinem Grunde notwendig ist, infolge irgendwelcher allmächtiger, ewiger und toter Naturgesetze, so ist doch, ich versichere Ihnen, in diesem Gedanken eine gewisse allertiefste Nichtachtung der Menschheit enthalten, die für mich tief beleidigend und um so unerträglicher ist, als es hier keinen Schuldigen gibt.

„Und schließlich, wenn man dieses Märchen von der endlich mal nach vernünftigen und wissenschaftlichen Grundsätzen eingerichteten Menschheit auf Erden als möglich annimmt und an seine dereinstige Verwirklichung glaubt, d. h. an das zukünftige Menschenglück auf Erden glaubt — so ist doch schon der bloße Gedanke, daß die Natur infolge irgendwelcher ihrer trägen Gesetze es nötig hatte, den Menschen Jahrtausende zu quälen, bevor es ihn zu diesem Glück brachte, schon unerträglich und empörend. Jetzt füge man noch hinzu, daß dieselbe Natur, die dem Menschen endlich einmal ein Glück gewährt, all das morgen schon aus irgendeinem Grunde in eine Null verwandeln muß, ungeachtet aller Leiden, mit denen die Menschheit für dieses Glück gezahlt hat, und ohne es mir und meiner Erkenntnis zu verbergen, wie sie es einer Kuh verbirgt, — so kommt einem ein äußerst spaßiger aber auch unerträglich trauriger Gedanke: Nun, wie, wenn der Mensch nur als ein Ver-

such, als eine Probe in die Welt gesetzt worden ist, nur um zu sehen, ob sich ein solches Wesen auf der Erde einleben kann oder nicht? Das Traurige dieses Gedankens besteht hauptsächlich darin, daß es wiederum keinen Schuldigen gibt, es ist niemand da, der den Versuch anstellt, somit kann man niemanden verfluchen, denn es ist alles infolge toter Naturgesetze entstanden, die für mich vollkommen unbegreiflich sind und mit denen sich meine Erkenntnis unter keinen Umständen abfinden kann. Ergo:

„Da ich auf meine Fragen nach dem Glück durch meine eigene Erkenntnis von der Natur nur die Antwort erhalte, daß ich nicht anders als einzig in der Harmonie des Ganzen glücklich sein kann, ich aber diese Harmonie nicht verstehe und offenbar niemals zu verstehen imstande sein werde —

„Da die Natur mir nicht nur nicht das Recht abspricht, von ihr Rechenschaft zu fordern, sondern mir sogar überhaupt nicht antwortet — und das nicht deshalb, weil sie etwa nicht antworten will, sondern deshalb, weil sie nicht antworten kann —

„Da ich mich überzeugt habe, daß die Natur mir zum Beantworten meiner Fragen (mir unbewußt) mich selber bestimmt hat, und mir auf meine Fragen durch eine eigene Erkenntnis antwortet (denn ich sage mir das doch alles selbst) —

„Da ich bei einer solchen Einrichtung die Rolle sowohl des Klägers wie des Beklagten, des Richters wie des Angeklagten gleichzeitig auf mich nehme, diese Komödie von seiten der Natur aber so dumm finde und diese Komödie zu ertragen meinerseits sogar für erniedrigend halte —

„So verurteile ich in meiner fraglosen Eigenschaft als Richter und Angeklagter diese Natur, die mich so rücksichtslos und brutal zum Leiden erschaffen hat — mit mir zusammen zur Vernichtung. Da ich aber die Natur nicht vernichten kann, so vernichte ich mich allein, nur weil es mich

langweilt, eine Tyrannei zu ertragen, bei der es keinen Schuldigen gibt."

*

Die vorletzte Nummer meines „Tagebuchs" enthielt diese Beichte eines Selbstmörders, sein letztes Wort vor dem Tode, das er zur Rechtfertigung seiner Tat und vielleicht auch zur „Erbauung" niedergeschrieben hatte. Einige meiner Freunde, deren Kritik ich sehr schätze, äußerten sich durchaus beifällig über diesen kleinen Aufsatz und meinten, es sei in ihm tatsächlich die Formel für diese Art Selbstmörder gefunden, ihr Wesen, ihr Gedankengang sei vollkommen klar ausgedrückt worden. Nur eines flößte ihnen Bedenken ein: ob auch jeder Leser den Aufsatz richtig verstehen werde, oder ob man nicht eher das Gegenteil herauslesen könne? Auch ich hatte das schon während des Schreibens befürchtet, aber ich schämte mich, offen gestanden, in meinem Leser so viel Naivität vorauszusetzen, daß er die Absicht des Aufsatzes nicht durchschauen könne, da sie meines Erachtens doch so greifbar ersichtlich war. Leider war das ein Irrtum von mir. Denn kaum war diese Nummer des Tagebuchs erschienen, als ich sowohl schriftlich wie mündlich von Fremden und von Bekannten gefragt wurde, was dieser Aufsatz eigentlich zu bedeuten habe? „Was wollen Sie damit gesagt haben? Ist es möglich, daß Sie den Selbstmord verteidigen?" lauteten die Fragen. Und nun erhielt ich noch aus Moskau die letzte Nummer einer Wochenschrift zugesandt, die eine mit „N. P." unterzeichnete, man kann sagen, „höflich schmähende" Kritik meines kleinen Aufsatzes enthielt.

Als ich diese Kritik gelesen hatte, verlor ich nahezu den Mut. Mein Gott, habe ich denn viele solcher Leser, und glaubt denn dieser Herr N. P., der da behauptet, mein Selbstmörder verdiene nicht das geringste Mitleid, daß ich ihm diesen Selbstmörder zum „bemitleiden" vorgestellt

habe? Die persönliche Auffassung des Herrn N. P. ist für mich natürlich nicht von solcher Bedeutung, daß ich sie widerlegen müßte, obschon Herr N. P. ein Typ zu sein scheint und wohl eine ganze Schar Gleichgesinnter hinter ihm steht — er ist nämlich der Typ einer ganz besonderen „unverfrorenen" und radikalen Menschensorte, ist der Vertreter eben der „gußeisernen Begriffe", von denen er in seiner Kritik ausgeht. Wenn ich trotzdem meinem vor zwei Monaten erschienenen Aufsatz eine Erklärung folgen lasse, so geschieht dies nicht wegen der Kritik des Herrn N. P., sondern weil ich schon vorher beschlossen hatte, es zu tun, — ich war ja bereits, und nur zu bald belehrt worden, daß ich meinen Gedanken noch erläutern und sogar breittreten mußte.

*

Meine Studie über den Selbstmörder bezieht sich auf die älteste und höchste Idee des Menschen: auf die Notwendigkeit des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele. Der Folgeschluß aus der Beichte dieses Selbstmörders, der durch „logischen Selbstmord" umkommt, ist: daß das Leben des Menschen ohne Glauben an seine Seele und ihre Unsterblichkeit unnatürlich, undenkbar und unerträglich sei. Und es schien mir allerdings, daß ich die Formel des logischen Selbstmordes gefunden und klar ausgedrückt hatte.

Der Glaube an die Unsterblichkeit ist für diesen Selbstmörder nicht vorhanden, was er gleich zu Anfang vorausschickt. Die Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit seines Lebens und die Empörung über die Stummheit des ihn umgebenden Weltalls führen ihn allmählich und unvermeidlich zu der Ueberzeugung von der vollständigen Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins auf Erden. Es ist für ihn hiernach sonnenklar, daß nur diejenigen Menschen, die den Tieren am nächsten stehen, infolge der geringen Entwicklung ihres Bewußtseins und der großen Entwicklung ihrer rein physischen Bedürfnisse, einwilligen können, dieses Le-

ben anzunehmen. Oh, er weiß, daß dieses rein körperliche Leben, essen, trinken, schlafen, Kinderzeugen und im Warmen sitzen, den Menschen noch lange an die Erde fesseln wird, wenn auch nicht in seinen höheren Typen. Dabei sind es aber gerade diese höheren Typen, die auf Erden herrschen und immer geherrscht haben, und denen, wenn die Zeit erfüllt war, die Millionen der anderen Menschen zu folgen pflegten. Was ist das höhere Wort und der höhere Gedanke? Dieses Wort, dieser Gedanke (ohne die das Leben der Menschheit undenkbar ist) wird sehr oft von ganz armen, unbeachteten, und sogar sehr oft verfolgten, in der Verbannung umgekommenen oder in Unbekanntheit dahingehenden Menschen zum erstenmal ausgesprochen. Doch der Gedanke selbst, das einmal von ihnen ausgesprochene Wort — sie sterben nicht mit ihnen, sie verschwinden niemals spurlos und können auch gar nicht verschwinden, sobald sie eben ausgesprochen sind . . . Das aber ist fast das Erstaunlichste an der Menschheit! Der Gedanke eines Genies hat schon in der folgenden Generation oder in zwei bis drei Jahrzehnten alle und alles erfaßt und reißt alle und alles mit sich fort — und das Ergebnis ist, daß nicht die Millionen Menschen und nicht die anscheinend so unerschütterlichen und mächtigen materiellen Kräfte, nicht das Geld, nicht das Schwert, nicht die Gewalt, sondern der anfangs so unbeachtete Gedanke irgendeines äußerlich oft ganz unansehnlichen Menschen bleibt und herrscht. Herr N. P. schreibt in seiner Kritik, die Veröffentlichung einer solchen „Beichte" in meinem Tagebuch sei ein „lächerlicher und bedauernswerter Anachronismus" . . . denn heute lebten wir „im Jahrhundert der gußeisernen Begriffe, im Jahrhundert der positiven Anschauungen, in einem Jahrhundert, dessen Parole lautet: leben um jeden Preis! . . . (Sehr möglich! Das ist dann wohl auch der Grund, weshalb heutzutage die Selbstmorde unter den Intellektuellen so

häufig sind.) Ich kann aber dem verehrten Herrn N. P. und allen seinesgleichen versichern, daß dieses „Gußeisen" sich vor mancher Idee, wie belanglos diese den Herren der „gußeisernen Begriffe" anfangs auch erscheinen mag, wenn die Zeit kommt, in Staub verwandelt! Für mich persönlich ist eine der größten Befürchtungen für unsere Zukunft, und zwar schon für unsere nächste Zukunft, die Tatsache, daß einer besonderen, seltsamen . . . nun sagen wir, Vorherbestimmung zufolge, in einem großen, allzu großen Teil der russischen Intelligenz sich vollständiger Unglaube an die eigene Seele und ihre Unsterblichkeit zu verbreiten scheint, und zwar, wie mich dünkt, mit einer progressiv zunehmenden Schnelligkeit. Und nicht nur, daß dieser Unglaube sich aus Ueberzeugung ausbreiten wird (Ueberzeugung ist bei uns noch sehr wenig vorhanden), er äußert sich vielmehr, und zwar schon heute, in einem gewissen Indifferentismus zu der höchsten Idee des Menschenseins, — in einem (bisweilen fast spöttischen und weiß Gott woher und nach welchen Gesetzen sich bei uns entwickelnden) Indifferentismus nicht nur zu dieser Idee, sondern überhaupt zu allem, was Leben ist, zur ganzen Lebenswahrheit, zu allem, was Leben gibt und nährt, was das Leben gesund erhält und der Fäulnis und Auflösung entgegenwirkt. Dieser Indifferentismus ist in unserer Zeit fast zu einer russischen Besonderheit geworden — im Vergleich mit den anderen europäischen Nationen. Er ist längst in die Familien der russischen Intelligenz eingedrungen und hat sie fast vollständig zerstört. Ohne eine höhere Idee aber kann weder ein Mensch noch eine Nation in der Welt bestehen. Auf Erden jedoch gibt es *nur eine* höhere Idee, und die ist: die Idee der Unsterblichkeit der Menschenseele — denn die übrigen „höheren" Lebensideen haben alle ihren Ursprung *nur in dieser einzigen Idee*. Hierüber kann man mit mir streiten (d. h. über diese Einheit der Quelle alles Höheren auf Erden),

doch ich übergehe das vorläufig und spreche meine Idee aus, ohne sie begründen. In kurzen Worten läßt sich nicht alles sagen, nach und nach kann man es besser erklären. Wir haben ja noch Zeit vor uns.

Mein Selbstmörder nun ist ein leidenschaftlicher Verfechter seiner Idee, d. h. der Notwendigkeit des Selbstmords, und nicht etwa ein indifferenter, nicht etwa ein „gußeiserner" Herr. Er leidet, er quält sich tatsächlich, — wie mir scheint, habe ich das unmißverständlich ausgedrückt! Es ist für ihn nur zu ersichtlich, daß er nicht leben kann, und er weiß nur zu gut, daß er recht hat und daß es unmöglich ist, ihn zu widerlegen. Vor ihm stehen unbesiegbar die höchsten, die ersten Fragen: wozu soll der Mensch noch leben, wenn er bereits erkannt hat, daß tierisch zu leben für einen Menschen widerlich ist? unnatürlich, so zwecklos wie unzureichend? Was könnte ihn in solchem Fall da noch an die Erde fesseln? — Auf diese Fragen kann er keine Antwort erhalten, und das weiß er, denn wenn er auch erkannt hat, daß es, wie er sich ausdrückt, „eine Harmonie des Ganzen" gibt, so sagt er sich doch, daß er sie nicht verstehen kann und niemals imstande sein wird, sie zu verstehen, noch daß er gar an ihr teilnehmen werde. Gerade diese Klarheit ist es, die ihn umbringt. Wo liegt nun der Fehler, worin hat er sich geirrt? Der Fehler, meine ich, liegt einzig in dem Verlust des Glaubens an die Unsterblichkeit.

Doch er sucht ja selbst glühend (d. h. er suchte, als er noch lebte, und suchte mit Pein) nach Versöhnung. Er wollte sie in der Liebe zur ganzen Menschheit finden. „Wenn nicht ich, so könnte doch die Menschheit glücklich sein und irgendeinmal die Harmonie erreichen: dieser Gedanke könnte mich auf Erden zurückhalten," sagt er, und verrät sich. Denn dies ist doch wohl kein kleinlicher Gedanke, sondern verrät Großmut und Opferbereitschaft. Aber die unwiderleg-

bare Ueberzeugung, daß das Leben der ganzen Menschheit im Grunde genau solch ein Augenblick ist wie sein eigenes, und daß schon am nächsten Tage nach dem Eintritt der „Harmonie" (wenn man an die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Traumes überhaupt glaubt) die Menschheit sich genau so wie er in ein Nichts auflösen werde, kraft träger Naturgesetze, und noch dazu nach soviel Leid und Qual, die die Menschheit zur Verwirklichung dieses Traumes ausgestanden hat — dieser Gedanke bringt ihn um die letzte Versöhnungsmöglichkeit, denn sein Geist empört sich dagegen, empört sich gerade aus Liebe zur Menschheit. Er fühlt sich gekränkt für die ganze Menschheit, und dem Gesetz der Reflexion der Ideen zufolge — tötet das in ihm diese seine Liebe zur Menschheit. So geschieht es in Familien, die vor dem Hungertode stehen, daß die Eltern ihre Kinder, diese von ihnen am meisten geliebten Wesen, zu hassen anfangen, wenn die Qual dieser Kinder zu unerträglich wird — eben wegen der Unerträglichkeit ihrer Qualen. Ja ich behaupte sogar, daß die Erkenntnis ihrer vollkommenen Machtlosigkeit, ihrer Unfähigkeit, der leidenden Menschheit zu helfen, ihre Schmerzen, wenn auch nur ein wenig, zu lindern, während sie doch gleichzeitig von ihrem Leiden überzeugt sind, im Herzen der Menschen die Liebe zur Menschheit in Haß verwandeln kann. Die Herren der „gußeisernen Ideen" werden das natürlich nicht glauben und natürlich auch gar nicht verstehen: für sie ist die Liebe zur Menschheit und deren Glück etwas so Wohlfeiles, da ist alles so billig und so bequem eingerichtet, so althergebracht, schon zu Urväterzeiten eingeführt und niedergeschrieben, daß es sich ihrer Meinung nach überhaupt nicht lohnt, darüber besonders nachzudenken. Doch ich hätte Lust, diese Herren noch ein wenig zu erheitern: daher behaupte ich denn (vorläufig wieder ohne zu begründen), daß die Liebe zur Menschheit

sogar vollkommen undenkbar, unverständlich und unmöglich ist, ohne den Glauben an die Unsterblichkeit der Menschenseele. Diejenigen aber, die dem Menschen den Glauben an seine Unsterblichkeit nehmen und diesen Glauben durch die „Liebe zur Menschheit" — im Sinne eines höheren Lebenszweckes — ersetzen wollen, die, sage ich, erheben ihre Hand gegen sich selbst; denn anstatt der Liebe zur Menschheit pflanzen sie in das Herz dessen, der den Glauben verloren hat, nur den Keim des Menschenhasses. Mögen die Weisen der gußeisernen Ideen über meine Behauptung meinetwegen die Achsel zucken! Dieser Gedanke ist weiser als ihre Weisheit, und ich glaube ohne zu zweifeln, daß er in der Menschheit einmal zu einer Aktion werden wird, obschon ich auch dieses ohne Begründung ausspreche.

Ja ich behaupte sogar und wage auszusprechen: daß die Liebe zur Menschheit im allgemeinen und als Idee eine der für den Menschenverstand unfaßlichsten Ideen ist. Gerade als Idee! Nur das Gefühl kann sie rechtfertigen. Doch dieses Gefühl ist eben nur mit der gleichzeitigen Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Menschenseele möglich. (Auch dies ohne Begründungen.)

Das Ergebnis ist klar: daß der Selbstmord nach dem Verlust der Unsterblichkeitsidee zur unvermeidlichen, bedingungslosen Notwendigkeit für jeden Menschen wird, der in seiner Entwicklung auch nur ein wenig über dem Tier steht. Die Unsterblichkeit dagegen, die ein ewiges Leben verheißt, verbindet den Menschen um so mehr, um so fester mit der Erde. Hierin liegt scheinbar ein Widerspruch: wenn das Leben so lang ist, wenn es außer dem Leben hier auf Erden noch ein ewiges gibt, weshalb sollte einem dies Erdenleben dann noch so teuer sein? Das Ergebnis jedenfalls ist, daß der Mensch nur durch den Glauben an seine Unsterblichkeit seinen vernünftigen Zweck auf Erden erfaßt. Ohne

Ueberzeugung von seiner Unsterblichkeit, lösen sich die den Menschen mit der Erde verbindenden Fäden, sie werden dünner und fangen an zu faulen, und der Verlust eines höheren Lebenssinnes (mag dieser auch nur in der Form einer ganz unbewußten Sehnsucht sich äußern) zieht zweifellos den Selbstmord nach sich. Hieraus folgt umgekehrt die Moral meines Aufsatzes: „Wenn die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit für das Menschenleben so unentbehrlich ist, so ist sie folglich auch der normale Zustand der Menschheit . . . Wenn dem aber so ist, dann muß diese Unsterblichkeit der Menschenseele zweifellos auch vorhanden sein."

Mit einem Wort, die Unsterblichkeitsidee — das ist das Leben selbst, das lebendige Leben, seine endgültige Formel und der Hauptquell der Wahrheit und der richtigen Erkenntnis für die Menschheit. Das war und das ist der Sinn meines Aufsatzes, und ich nahm an, daß ein jeder, der ihn gelesen, sich über diesen seinen Sinn auch im klaren sein werde.

Aus den „Literarischen Schriften" der bei R. Piper & Co. in München erschienenen deutschen Gesamtausgabe der Werke Dostojewskis (übertragen von E. K. Rahsin).

Gebet / von Arthur von Wallpach

Aus der Pflanzenseele Dunkel
Steigen, durch des Tiers Beschwerde,
Laß mich und aus Sterngefunkel
Niederschaun zur kleinen Erde.

Aller Kreaturen Reihe
Laß mich auf- und niedersteigen,
Daß mir Ruhe wird und Weihe
Einzugehn in Gottes Schweigen.

(gez. von Max v. Esterle)

Wilhelm Schmidtbonn

Dostojewski

Zwei Arten der Mystik: die eine ist religiöser, philosophischer und metaphysischer Natur und entfernt sich vom realen Leben, die andere als der Inbegriff des Unbewußten, von dem das Dasein umsponnen ist, wurzelt im Leben und ist sinnlicher Natur. Diese Art der Mystik ist ein spezifisch nordisches Element, nicht bloß, wie man anzunehmen geneigt ist, das durch das Medium der Kunst in Erscheinung tretende Charakteristikum einer jungen Kultur, das mit fortschreitender Entwicklung verschwinden werde, sondern die Konstante im nordischen Menschen und in der nordischen Kunst. Diese Mystik läßt die nordischen Dichterwerke als etwas ganz Eigenartiges erscheinen und duldet keinesfalls eine Einreihung in den Naturalismus schlechthin. Im Gegensatz zum sachlichen Naturalismus eines Zola, der größtenteils Kopist, naturwissenschaftlicher Beobachter ist, kann man von einem psychischen sprechen. Sachlichkeit, Information und jene ängstliche Motivierungssucht, die sich auf Dinge erstreckt, die an der Oberfläche liegen und allen Blicken ausgesetzt sind, wird man bei Strindberg, bei Knut Hamsun ebenso vermissen wie bei Dostojewski. Denn wenn der Dichter das dunkle Gebiet der unbewußten Seelenregungen betritt, begibt er sich des Drangs zu motivieren, verzichtet er auf Sachlichkeit im Sinne einer Betonung logischer Zusammenhänge. Daher das momentane, ganz unvermittelte Aufblitzen von scheinbar willkürlichen, aber im Grunde eminent wesenhaften Charakterzügen, wodurch die Gestalten für den ersten Eindruck an runder voller Körperlichkeit verlieren, um, mit einem Schlag von einer eigenen Art Dämonie erleuchtet, ans Geisterhaft-Gespenstische zu streifen. Daher auch der tiefe Unterschied zwischen nordischer und deutscher Seelenanalyse. (So konnte z. B. Otto Ludwig in seiner Novelle „Zwischen Himmel und Erde" die kleinste Regung motivieren, weil er nicht über den Rahmen des Bewußten hinausging.)

Dostojewski ist der erste, der diese Mystik aufgedeckt und um sie gerungen hat als um einen dichterischen Stil. Alle charakteristischen Dichter des Nordens sind ihm hierin gefolgt, natürlich nicht aus einem Nachahmungsbedürfnis,

sondern aus verwandtem Empfinden heraus, mögen im einzelnen die Wege, die sie gegangen sind, noch so weit auseinander liegen. So finden wir diese Gabe psychologischen Hellsehertums z. B. bei Knut Hamsun in deutlicher Weise ausgeprägt. Des Norwegers Eigenart besteht in einer bis zum Grauenhaften, Unheimlichen gesteigerten Selbstbeobachtung, unter dem Zwange innerer Notwendigkeit, und sein künstlerischer Gestaltungsdrang versucht sich an dieser einen, grausamsten Aufgabe. Darin liegt seine Einseitigkeit und in dieser Einseitigkeit seine Bedeutung, das Maß seiner Größe. Die Seelenmystik bei Knut Hamsun ist also etwas, das ihn zu Dostojewski irgendwie in Beziehung setzt. Der ungeheure Gestaltenreichtum aber, von der Dostojewskis Welt erfüllt ist, läßt diesen nicht nur etwa als mächtigeren Antipoden erscheinen, sondern er hebt sein Werk zu einer Höhe menschlich-dichterischer Geltung, die in der Geschichte der neueren Literatur überhaupt nicht ihresgleichen hat. Vor allem: die Seelenabgründe des Verbrechers locken seinen Blick. Und er schaut in Tiefen, wohin noch keines Menschen Auge gedrungen, wo sich die letzten seelischen Ausläufer ins Weltmysterium zu verlieren drohen, wo alle Moral problematisch erscheint und das Chaos emporstarrt. Dostojewski steht jenseits der bürgerlichen Werte von Gut und Böse, aber in einer Welt, die von der Nietzsche's abgrundtief getrennt ist. Nietzsches größtes Erlebnis ist es, aus den Trümmern dieser Welt den neuen Menschen, trunken von taumelnder Lust, den Ueberwinder alles Jämmerlich-Menschlichen, aufsteigen zu sehen. An märchenhafte Fernen ist sein entzückter Blick gebannt und weiter, immer weiter dringt sein Auge, bis er den Uebermenschen erlebt und sich an ihm berauscht, aber freilich: es ist eine Idee. Dostojewski hingegen steigt hinab zu den Armen und Elenden, tiefer und tiefer, und erlebt das Weh der Menschheit, durch keine Aesthetik verwässert, von keinem Hasse verzerrt. Auf diesem Christuswege (den Oskar Wilde in „De profundis" vergeblich suchte) offenbart ihm das Leben die ewigen Wahrheiten, von denen es bewegt ist: das Leiden und die Liebe. In diesen größten Machtfaktoren des Christentums ruht auch die Erlösung. Raskolnikow muß alle Qualen eines vom Morde belasteten

und durch Spintisieren zerfaserten Lebens auskosten, ehe er Erlösung und den Weg aus unseliger Verwirrung zu einem neuen Menschentume findet. Eine von den wunderbaren Frauengestalten Dostojewskis steht ihm zur Seite, denen das Leiden Menschlichkeit und die Kraft zu Alles tragender Liebe gibt. In diesem Ureinfachsten und Rätselvollsten ist die Weiblichkeit im Kosmos verankert. Sonja in „Raskolnikow" und Gruschenka in „Brüder Karamasoff" weisen, gleichweit entfernt von der Oedigkeit einer gedachten Seelenharmonie, wie von dem Scheinleben animalischer Lust, den einzigen Weg, der dem Weib zur Größe offen steht.

Unheimliche Gewalten ruhen in der gärenden Tiefe der russischen Volksseele: „Die Gegenwehr des Ostens gegen den Westen soll unser Christus sein, den wir in seiner wahren Gestalt in uns bewahrt haben." . . . „Es ist nicht der Ehrgeiz, nicht nur schlechtes Gefühl, das die russischen Atheisten und russischen Jesuiten hervorbringt, sondern es ist ihre Seelenpein, ist die Sehnsucht ihres Geistes, ihre Sehnsucht nach einer höheren Betätigung, nach einem festen Ufer, kurz, nach der Heimat." . . . „Zeigen Sie dem Russen in der Zukunft die Erneuerung und Auferstehung der ganzen Menschheit, vielleicht einzig durch den russischen Gedanken, den russischen Gott und Christus, und Sie werden sehen, welch ein mächtiger und treuer, weiser und frommer Riese vor der verwunderten Welt emporwachsen wird, vor den verwunderten und erschrockenen Völkern Europas. Denn was sie von uns erwarten, ist doch nur das Schwert und die Gewalt, weil sie sich uns, da sie uns nach sich selbst beurteilen, gar nicht ohne Barbarei vorstellen können" . . . .

Allen Erscheinungsformen des Lebens, die Dostojewskis Romane spiegeln, nachzugehen, kann aber nicht Aufgabe dieser Betrachtung sein. Um die Silhouette handelt sich's hier, nicht ums Porträt. Es sollen also nicht die Träger der verschiedenen Lebensanschauungen vorgeführt werden, sondern es genügt festzustellen, daß in seinen Romanen Rußland lebt in seiner ganzen inneren Dämonie, mit seinen Heiligen und Verbrechern, daß ferner nur noch ein einziger einen so gewaltigen Gestaltenreichtum aufzuweisen hat: Shakespeare. Was aber Dostojewski seine überragende

Eigenart verleiht und aus dem Rahmen seiner Mystik am weitesten hervorspringt, ist seine Erlösungstendenz. Und das ist das ausgesprochen russische Element in seiner Dichtung. Die demütige russische Ergebenheit in Verbindung mit bezwingendem Mitleid wird zur weltüberwindenden Erlösergröße, die eine heilandähnliche Physiognomie annimmt, gesteigert und findet ihren reinsten Ausdruck in Lew Myschkin im „Idioten" und Aljoscha in „Brüder Karamasoff". Aber Lew Myschkin und Aljoscha predigen keine Lehre, nur von ihrem Wesen und ihrem Leben gehen Ausstrahlungen auf ihre Mitmenschen über; es sind keine Ideenträger, sondern vollkommen passive Helden. Zur Idee hat Dostojewski kein Verhältnis, alles konzentriert sich im Gefühl. Im „Idioten" und in den „Brüdern Karamasoff" wird Dostojewski zum religiösen Mystiker, der das Christentum in Gefühl auflöst.

Doch Dostojewski ist kein Weltverbesserer wie Tolstoi. Die Menschennatur im Tiefsten zu verstehen und zu erfassen, auch dort, wo sie der gewöhnlichen Auffassung Abscheu und Entsetzen einflößt, aus einem unermeßlichen Chaos Pfade zu suchen zu neuen Lebensformen, macht die wesentliche Bedeutung seines künstlerischen Wirkens aus. Dostojewski ist vor allem Dichter, freilich ein ganz einziger, denn wer Szenen gestaltet von so überwältigender Größe wie die, in der Raskolnikow seiner Geliebten den Mord gesteht, der ist nicht mehr der Dichter eines Volkes, der ist ein Dichter der Menschheit. Allerdings, eine Kunstanschauung, die das Gebiet der Dichtung durch geschickte Stimmungszauberei und rauschende Rhetorik begrenzt, oder ein weltfremdes Aesthetentum, das sich in Diskussionen über den Begriff des Schönen ergeht, wird das nie begreifen. Und das ist gut so. Denn ihnen hat Dostojewski nie gelebt.

Hermann Oberhummer.

Nochmals die Bibliothek der Philosophen*)

Es ist von angestrengt arbeitenden, in den Dienst der Gesamt-, nicht einer Privatkultur eingestellten Menschen schwerlich zu verlangen, daß sie zu jedem Geräusch, das irgendwo draußen vor den Fenstern hörbar wird, weitläuftige Aeußerung tun. Indessen geschieht es zuweilen, daß eine gewisse Notwendigkeit sich zeigt, ein Fenster zu öffnen und von dem staatsbürgerlichen Rechte der Notwehr Gebrauch zu machen, vornehmlich dann, wenn nicht bloß die eigene, sondern auch die Ruhe und etwa noch Anderes Dritter gestört wird. So soll, weil „Die Bibliothek der Philosophen", die im Verlage von Georg Müller in München erscheint, und eine Rezension dieses Unternehmens Herrn Carl Dallago Gelegenheit zu einigen Entstellungen des Tatbestandes gegeben haben, welche zu Mißverständnissen innerhalb der Leserschaft des „Brenner" führen könnten, in Kurzem erwidert sein, obwohl weder der Verleger der „Bibliothek der Philosophen" noch der betreffende Kritiker die Sämereien des Herrn Carl Dallago für erheblich genug erachten, um sich in eigenem Interesse darüber erhitzen zu sollen; lediglich das Interesse des Publikums dieser Zeitschrift scheint es zu fordern, daß jene an dem fraglichen Referat geübten Entstellungen und die Anwürfe, welche gegen die „Bibliothek der Philosophen" selbst geschehen sind, in das richtige Licht gerückt werden, wobei es ohne Belang ist, ob jenen Entstellungen böswillige Absicht zugrunde lag oder nicht. Die Phraseologie des Herrn Carl Dallago beiseite — es bleibt doch ein Rest von bösem Willen in der bewußten Sämerei fühlbar, wenn nicht geradezu primitives Mißverstehen der entstellten Sätze angenommen werden soll. Die von Herrn Carl Dallago bemitleidete Einheitlichkeit der „Bibliothek der Philosophen" ist in dem angegriffenen Referat deutlich genug als eine rein buchtechnische Form gekennzeichnet worden; es galt, die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß wichtige Geisteswerke, die in einem gewissen Zusammenhang stehen, auch eine Zusammenstellung erfahren haben und zwar eine solche, die nicht nur intellektuellen Voraussetzungen, sondern auch denen

*) Vgl. dazu Heft V (S. 286) und Heft X (S. 465)

des Geschmackes entspricht. Auf den in jeder Beziehung flüchtigen „philosophischen" Exkurs, den Herr Carl Dallago an diese Verzerrung des Tatbestandes knüpft, kann hier nicht eingegangen, dagegen muß betont werden, daß Herr Carl Dallago es nicht für unter seiner publizistischen Würde stehend erachtet hat, einen anderen Satz aus der in Rede stehenden Besprechung der „Bibliothek der Philosophen" in einer Weise zu diskutieren, die den Leser glauben machen kann, es handle sich um das genaue Gegenteil des — in Wirklichkeit — Gesagten. Der Satz lautet: „Zweifellos gehört es zu den reichsten und vornehmsten Genüssen, zu studieren, welche Versuche gemacht worden sind, zu jenen großen Fragen die lösenden Antworten zu finden." Herr Carl Dallago hält es für angebracht, zu behaupten, der Schreiber jenes Satzes ermangle einer richtigen Erfassung des Wesens der Philosophie, und da ist es denn charakteristisch, daß Herr Carl Dallago vergessen hat, was jener Satz an jener Stelle überhaupt bedeutet; es ist leicht, einen Gedanken umzudrehen, indem er kurzerhand aus dem Gefüge gelöst wird, in welches er gehört, und so der logischen Prämissen und Konsequenzen plötzlich entbehren muß. Es wirft ein seltsames Licht entweder auf die intellektuelle oder auf die moralische Verfassung des Herrn Carl Dallago, daß er jenem Satze eine Meinung entgegenstellen zu müssen glaubt, die eben derselbe Satz im Zusammenhang mit vorhergehenden und nachfolgenden zum Ausdruck bringt, wovon sich die Leser des „Brenner" leicht überzeugen können. Der Versuch, lösende Antworten zu finden, ist der Urtrieb des menschlichen Geistes, und nur in dem Streben, Unerreichbares zu erreichen, kommt der Mensch über sich hinaus; deshalb versucht er es immer wieder, „lösende Antworten zu finden", denn das ist die Stimme des geistigen Schicksals der Menschheit, und die Geschichte der Philosophie ist überreich an erschütternden Beispielen dieser unerlösbaren Tragik. Feige und unwürdig der kulturellen Gemeinschaft ist aber der Mensch, dem die Einsicht des Unmöglichen nur dazu dient, in den Niederungen des Kritizismus ein selbstzufriedenes Outsidertum zu begründen und in jedem zerrütteten Geiste ein „sympathisches" Phänomen, dem es — im Sinne des Herrn Carl Dallago — wahrscheinlich vorbehalten ist, das

„Leben in die Zeit zurückzurufen", zu akklamieren. Es ist zwar traurig, sehen zu müssen, wie ein wertvolles Unternehmen selbst an einer Stelle, von welcher die Erfahrung Besseres gelehrt hat, vor Anwürfen, gelinde gesagt, unklarer Gesinnungen nicht geschützt ist, aber es ist um so erhebender, zu wissen, daß der Erfolg des Unternehmens dadurch auch nicht die allergeringste Einbuße erleidet. —

Will Scheller.

*

Anmerkung des Herausgebers. Da die vorstehende Kundgebung W. Schellers, die lediglich das Interesse der Leserschaft des „Brenner" zu schützen vorgibt, in der Tat geeignet ist, auf dieses Publikum aufklärend zu wirken, so wurde dem Ersuchen um wortgetreuen Abdruck derselben ohne weiteres und umso bereitwilliger entsprochen, als sie gegen einen Mitarbeiter gerichtet ist, dessen Beiträge für die Bewertung dieser Zeitschrift jedenfalls von wesentlicher Bedeutung sind. Doch ebenso selbstverständlich scheint es mir daher, im Anschluß an diese Kundgebung eine Gegenäußerung Carl Dallagos zu veröffentlichen, wobei ich mir bewußt bleibe, Herrn Scheller für ein Entgegenkommen verpflichtet zu sein, von dem ich nur bisher nicht annehmen mochte, daß es die Physiognomie des „Brenner" (nicht etwa bloß die eines Hauptmitarbeiters) so gründlich mißverstehen könne, wie es sich hier geoffenbart hat. Die Zuschrift Dallagos lautet:

Lieber Freund! Endlich einer, der sich aufgetan hat, obwohl ich nur ganz sanft an ihn klopfte. Nun ist wenigstens ersichtlich, wie berechtigt mein Mißtrauen war. Denn besser konnte der Mann seine Beschaffenheit nicht kundtun, als es in dieser seiner Erklärung geschieht. Ich möchte ja am liebsten jedes seiner Worte unterstreichen, von jenem angefangen, das auf „staatsbürgerliche Rechte" pocht — nicht minder kräftig auch die Belehrung über seine Auffassung der Philosophie, die ich, wie man sich nun vollends überzeugen kann, auf's primitivste mißverstanden oder böswillig entstellt habe — bis herab zur überlegenen Tonart einer Geringschätzung, die sich manierlich im Herr-sagen übt (was umso artiger klingt, als man sich von solcher Seite nur ungern anders nennen hört). Die paar guten warmen Stellen in „E. G. Kolbenheyer", von denen ich dir schrieb und die ich, möglicherweise doch ein wenig beeinflußt durch

Deine bessere Einschätzung, gelten ließ, berühren mich nunmehr wie aufgelesen. Oder es ist Scheinwärme, die daher rührt, daß sich der Intellekt des Verfassers warm gelaufen hat durch allzu „angestrengtes Arbeiten", da er ja zu den „in den Dienst einer Gesamt-, nicht einer Privatkultur eingestellten Menschen" gehört; was ich vor seinem eigenen Geständnis nicht so sicher wußte, aber beiläufig vermutete. Nun also hat er ein Fenster geöffnet — eines, das vollen Einblick in seine intellektuelle Verfassung gewährt — und seine Notwehr vollzogen mit der Begründung, daß durch eine meiner „Sämereien", deren Unerheblichkeit er gleichzeitig betont, „nicht bloß seine eigene, sondern auch die Ruhe und etwa noch Anderes Dritter gestört wird." Es scheint, Mühle und Müller der Gesamtkultur geraten sofort außer Gang und Fassung, wenn man ihnen den Weizen untersucht, den sie mahlen, und dabei findet, daß er intellektuelle Spreu und zum Backen von Geistesbrot nicht geeignet ist. Nur sollte einer, der in solcher Art der Gesamtkultur dient, das Wort „Entstellung" nicht so oft im Munde führen und die Leserschaft des „Brenner" nicht für so beschränkt halten, daß er Kundgebungen dieser Zeitschrift erst verständlich wähnt, wenn sie von ihm „in das richtige Licht gerückt werden." Ich bin in der fraglichen Angelegenheit auch nur Leser des „Brenner". Was ich von der „Bibliothek der Philosophen" weiß, habe ich aus dem „Brenner"; meine „Entstellung" und meine „Phraseologie" kennzeichnen also lediglich den Eindruck, den ich aus der Scheller'schen Empfehlung dieser Bibliothek im „Brenner" erhielt. Das wird auch jetzt nicht im geringsten anders als vorher. Damit ist für mich dieses Thema geordnet. Andere Themen aber erörtere ich nicht mit dem angestrengt arbeitenden und in den Dienst der Gesamtkultur eingestellten Will Scheller, der (es scheint dies zwar wieder eine Fälschung von mir zu sein) bei dem Bestreben, das Unerreichbare zu erreichen, über sich hinausstrebt, ohne zu bedenken, daß einer erst ein Ich in sich vorfinden muß, ehe er darüber hinaus will; artet doch sonst dieses Wollen allzu leicht zum Streben aus, ein falsches Ich anzunehmen, also eigentlich zum Streben, mehr zu sein, als man ist. Diesen Vorgang verstünde ich schon, nicht mehr aber ver-

stehe ich, wie man es bei all dem mit der „Stimme des geistigen Schicksals der Menschheit“ zu tun hat. Derartiges Gehaben ist mir zu hoch. Von den „Niederungen des Kritizismus“ und meinem „selbstzufriedenen Outsidertum“ aus vermöchte ich derartigem auch nicht zu folgen, und wünschte es auch nicht, weil ich nach jenen Höhen, auf denen sich solche Ueberlegenheit breit macht, kein Verlangen trage. Das mag zwar daher kommen, daß ich überhaupt zu wenig hoch hinaus will. Denn es stimmt tatsächlich, daß meine Sympathie jedem zerrütteten Geist mehr zugetan ist als jener Gesinnungsklarheit, die — würdig der kulturellen Gemeinschaft, der sie so tapfer dient — wohl ab und zu aus purer Kulturverpflichtung eine Notwehr verrichtet, sonst aber mahlen muß, was sie von den Interessen dieser kulturellen Gemeinschaft vorgesetzt erhält, mag auch die Geistesnahrung, die auf solche Art erzeugt wird, dem Menschen noch so wenig bekömmlich sein.

Carl Dallago.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppel-Nummer 393/394:

Glossen / Arzt und Künstler /
Wenn die Lehrkanzel nicht besetzt ist / Glossen
Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XIV komplett in 18 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Äeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 360.—**

2. **KARL KRAUS,** Die chinesische Mauer. **Luxus-Ausgabe.** Mit 8 Lithographien von O. K o k o s c h k a. Einmalige Ausgabe in 200 **Exemplaren.** Groß-Folio. **Preis K 42.—, geb. K 45.60, Pergamentband K 78.—**

3. Nestroy's Werke (Ausg. Hesse) geb. . . . . K 2.40
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität K 7.20, geb. K 8.70
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche K 4.20, geb. K 5.40
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . K 7.20, geb. K 9.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo K 3.—, geb. K 4.80
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) à K 14.40
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . K **84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig